

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00071-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Hélène Gestern

Rückkehr nach St. Malo

Roman

Aus dem Französischen von Brigitte Große und
Patricia Klobusiczky

Rowohlt Kindler

Die französische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel «Cézembre» bei Éditions Grasset & Fasquelle in Paris.

Brigitte Große und Patricia Klobusiczky danken dem Deutschen Übersetzerfonds für die großzügige Förderung ihrer Arbeit an diesem Buch.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Kirchenallee 19, 20099

Hamburg, August 2025

Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH,

Hamburg «Cézembre» Copyright © 2024 by Éditions

Grasset & Fasquelle

Redaktion Isabel Kupski

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im

Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Lyon Text bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-463-00071-8

Nipptiden

Nachdem es die Nacht durchgeschaukelt hat, zieht sich das Meer zurück. Stundenlang hat es Welle um Welle gegen die Festungsmauer geschleudert, die Gischt schäumen und die Steine erzittern lassen. Danach hinterließ es seine Algen, Muscheln, Plastikfetzen und Holzstücke. Den ewig Schlaflosen erzählte es seine ewige Geschichte, während es die Schlafenden in seinem vertrauten Rhythmus wiegte, obwohl der pfeifende Wind und die Wucht der Wassermassen den gesamten Sillon zum Beben brachten. Das Meer wurde zum Archäologen und Entdecker, befreite den Strand vom Schmutz der Menschen und verwischte ihre Spuren – Turnschuhe, Kinderfüße, Hundepfoten –, um neue, bedeutendere zu zeichnen: seidig glatte Flächen, Täler aus feinem Kies, ein geheimnisvolles Netz aus Bächen, Wellen und Falten, dem das Auge bis zur Erschöpfung folgt. Hier und da mischte es Algen und Kieselsteine in den nachgiebigen Sand, schuf aus neuen Pfützen Wasserspiegel, gestaltete die Landschaft um, immer gleich und anders.

Und jetzt, unmittelbar vor Tagesanbruch, sehen Sie das Meer schwinden, als hätte es sein nächtliches Peitschen und Wüten nie gegeben. Da sitzen Sie allein auf der Festungsmauer, die Kälte des Steins dringt durch den Stoff Ihrer Jeans, und betrachten das Werk, das die Ebbe vollbringt. Die Luft ist frisch, belebend, sie hinterlässt Salz in Ihrem Haar und Schaum auf Ihrer Haut, sie dringt in Ihre Lunge, ummantelt Sie mit ihrem

Geruch nach Algen und Jod. Sie reinigt und entschlackt Sie, regt Ihre Zellen an, nährt sie mit Salz und Sauerstoff.

Unterdessen betrachten Sie fasziniert das Schauspiel. Ganz und gar harmlos, diese weichenden Wellenkämme, die unter den ersten blassen Lichtstrahlen schimmern. Ergreifend, diese in Nebel und Dunst gehüllte Horizontlinie, die zwischen Azur, Grau und Opal schwankt, ohne sich zu entscheiden, als würde das Meer einfach in den Himmel übergehen oder umgekehrt.

7

Das stille Abfließen des Wassers unter einer gischtgesättigten Frühsonne vollzieht sich genauso entschieden wie sein Auflaufen. Ich gehe, wie ich gekommen bin, scheint es zu signalisieren. Ihr könnt mich nicht festhalten, so wie Ihr mich zuvor auch nicht aufhalten konntet. Dies ist kein Rückzug, keine Niederlage, nur die schlichte Atempause einer Armee, die um ihren Sieg weiß und sich die Zeit nimmt, wieder Kräfte zu sammeln.

Das Meer wird zurückkehren, ohne Hass und ohne Zorn. Es wird mit neuen Geheimnissen zurückkehren, neuem Treibholz, mit neuem Schwung, um die funkelnden Sandwellen zu verwandeln, und mit neuen Geschichten, um sie dem Strand, dem Himmel, den Steinen zu erzählen.

Ja, es wird zurückkehren.

2.

8

In wenigen Tagen wird es zwei Jahre her sein, dass mein Vater gestorben ist. Aortendissektion. An einem Montag, als ich gerade meine Vorlesung über römische Geschichte hielt, hatte die Putzfrau ihn in seinem Wohnzimmer in Rennes am Boden vorgefunden, wenn auch noch bei Bewusstsein; später sollte ich erfahren, dass alles schon vorbei war, als man ihn in den Wiederbelebungsraum brachte. Doch als ich die Nachricht von Madame Moreau sah und dann den Anruf vom Universitätsklinikum, lief ich aus dem Hörsaal, nahm den nächsten TGV an der Gare Montparnasse und fuhr mit dem Taxi direkt zum Krankenhaus, betend, dass ich es noch rechtzeitig schaffte.

Eine Krankenschwester führte mich zu ihm. Charles lag auf einer Rollbahre, in der jüngst eingetretenen Stille, da man alle Apparate ausgeschaltet hatte. Diese gelbliche Wachsfigur mit den eingefallenen Wangen, von der Intubation entstellt, war schon nicht mehr mein Vater. Vielleicht ist es besser so, Monsieur, sagte ungewollt schroff der hinzugekommene Assistenzarzt. Die Blutung sei inoperabel gewesen. Den Zustand, in dem mein Vater bei einer gelungenen Operation aufgewacht wäre, hätte er nicht ertragen, als Mann, der es gewohnt war, sein Unternehmen, sein Leben und folglich auch das unsrige mit eiserner Hand zu führen.

Wir standen uns nicht nah. Wirklich nicht. Seit seinem Tod denke ich aber viel häufiger an ihn als zu seinen Lebzeiten. Er starb nach meinem Bruder, der im Alter von sechsunddreißig

Jahren mit dem Motorrad verunglückte, und nach meiner Mutter, die Guillaume¹ nur um fünf Jahre überlebte.

Ich bin der Letzte aus unserer Kernfamilie.

Mein Vater wollte in Saint-Malo bestattet werden. Er hatte den Wunsch geäußert, neben seinem Sohn, seiner Gattin und seinen Eltern zu ruhen. Am Tag der Beerdigung auf dem Friedhof von Rocabey musterte ich die Liste der Kérambruns, die unter der Grabplatte lagen, ohne sie zu lesen; nun würde der Vorname Charles sie verlängern. Ich berechnete, wie viel Platz noch in der Gruft blieb, mit dem Gedanken, dass die nächste Inschrift meine wäre, wenn die Dinge ihren natürlichen Lauf nähmen.

9

Obwohl mein Sohn neben mir stand, fühlte ich mich schrecklich einsam. Nackt, zerbrechlich, verwundbar, als böte mein Körper trotz dickem Dufflecoat dem eisigen Wind, in den sich an diesem Morgen noch Regen mischte, keinerlei Widerstand; als wäre auch ich kurz davor, in dieses letzte Stück Erde zu versinken, so dicht am Meer.

Nach der Trauerfeier fuhren Paul und ich wieder nach Paris. Schon am nächsten Morgen kehrte er an seine Hochschule in Maisons-Alfort zurück und ich zur Sorbonne, wo meine Studenten mich erwarteten.

Und das Leben ging so weiter wie zuvor.

Zumindest wollte ich das gerne glauben.

¹ Siehe Stammbaum, Seite 502 bis 504

Es dauerte fast ein Jahr, bis der Nachlass abgewickelt war. Ich hatte mich so wenig für die Angelegenheiten der Familie interessiert, dass ich nicht einmal ahnte, wie finanzkräftig die Firma Kérambrun & Sohn überhaupt war. Mein Bruder hingegen hätte es gewusst. In der Gewissheit aufgewachsen, dass er das Unternehmen erben würde, hatte Guillaume sich mühelos in die Rolle des Kronprinzen eingefunden. Er war die Karriereleiter Stufe um Stufe hochgeklettert. Als er starb, stand er kurz vor seiner Ernennung zum Leiter der Exportabteilung.

Ein junger Autofahrer, der im Morgengrauen betrunken von einem Nachtklub heimkehrte, hatte eine andere Wendung herbeigeführt.

Nach dem Ableben meines Vaters wurde die Firma nicht aufgelöst. Charles hatte alles von langer Hand geplant, hatte Anteile an meine Cousine Cécile verkauft, die er nach Guillau-
mes Tod zu seiner rechten Hand machte, und von Aktionären Kapital einbringen lassen. Nun wurde meine Cousine die Geschäftsführerin, und ich erhielt ein Fünftel der Aktien, was mir beachtliche Dividenden einbringen würde. Das war wohl der letzte Versuch meines Vaters, mich an Kérambrun zu binden, oder besser gesagt, Kérambrun mit seinem einzigen verbliebenen Sohn zu verknüpfen. Ich hatte meinerseits keinerlei Absicht, mich in Céciles Betriebsführung einzumischen – die meines Wissens untadelig war. Außerdem behielt ich mir vor, ihr meine Anteile zu überlassen, sobald sie in der Lage

wäre, sie mir abzukaufen. So kurz vor meinem fünfzigsten Geburtstag würde ich kaum eine Leidenschaft für Ruderblätter, Schiffsschrauben und Kraftstoffeinspritzung entwickeln.

Meine Cousine hatte mich mehrfach zum Mittagessen eingeladen. Eine robuste, etwas herrische, aber durchaus nette Frau, trotz ihres Chefinnengehabes. Höflich lauschte ich ihren langen Ausführungen, mit Schwerpunkt auf der glorreichen Vergangenheit des Unternehmens, das seit mehr als hundert Jahren Waren und Passagiere über den Ärmelkanal gleiten ließ – wie es jedenfalls seine Website stolz verkündete.

11

Weniger blumig ausgedrückt, stellte Kérambrun & Sohn Motoren für Fischerboote und Jachten her, in diesem Segment war die Firma in Frankreich führend.

Nach Umwandlung der Wohneigentumsverhältnisse erbte meine Schwägerin Servane die Dreizimmerwohnung in der Rue de Presbourg. Ich behielt nur das Haus in Saint-Malo, *Les Couërons*, seit 1911 im Besitz der Familie. In den letzten Jahren hatte Charles recht viel Zeit dort verbracht. Servane kommt im Sommer mit ihren beiden Söhnen her; Catherine, meine Tante mütterlicherseits, verbringt hier gern ihre Kurzferien. Als meine Mutter noch lebte, kam ich auch gelegentlich zu Besuch. Ich brachte Paul im Sommer hin und blieb ein paar Tage. Meine Frau kam nicht mit. Die Bretagne war ihr verhasst, wie sie mir schon im ersten Jahr unserer Ehe zu verstehen gab.

Mein Sohn hatte seine Großmutter geliebt. Und auch mir bedeuteten die Momente, die ich mit ihr verlebte, sehr viel, selbst wenn sich unsere Beziehung nach Guillaumes Tod durch die Trauer stark verändert hatte. Seitdem war unser Verhältnis schmerzlicher, ausschließlicher; als wollten wir einander vergeblich trösten. Meine Mutter war eine zurückhaltende und liebevolle Frau. Bevor die Krankheit ihr die erforderliche Kraft

raubte, unternahm ich mit ihr endlose Spaziergänge entlang der Küste, die für sie zum Lebensinhalt wurden.

12 Wenn ich meine Cousine Cécile traf, konnte ich an ihren Augen ablesen, wie erstaunt sie war, dass ich mir die Dinge so wenig zu Herzen nahm. Bestimmt verglich sie mich mit Guillaume, der voll und ganz im Familienbetrieb aufgegangen war. Dabei hatte mein Vater alles darangesetzt, mich für die Arbeitsweise der Firma zu begeistern. Verlorene Liebesmüh – schon im Anschluss an das Abitur hatte ich es rundweg abgelehnt, auch nur ein Praktikum bei Kérambrun zu machen. Als Guillaume starb, hatte ich gerade in Lille eine Dozentenstelle erhalten und pendelte wöchentlich, um meine Frau und meinen kleinen Jungen in Paris zu sehen.

Mein Leben spielte sich schon lange nicht mehr in der Bretagne ab.

Nach dem Unfall unternahm Charles den nächsten Vorstoß. Das Unternehmen *müsse* in der Familie verbleiben. Aber mir war sein dynastischer Ehrgeiz ziemlich egal. Ich hatte mich doch nicht jahrelang verausgabt, unmittelbar nach Geburt meines Sohnes bei Nacht an meiner Dissertation gesessen, während ich tagsüber am Gymnasium unterrichtete, um auf einmal Schiffsmotoren zu verkaufen. Tag für Tag erschien der Name meines Vaters im Display meines Telefons. Ich ging nicht ran. Du willst doch nur einen weiteren Sklaven, dachte ich voller Bitterkeit. Jemanden, der sich nicht traut, dir Nein zu sagen, jemanden, dessen Schicksal du bestimmen wirst, wie es dir bei meinem Bruder so gut gelungen ist. Und dem du genauso das Rückgrat brechen wirst.

Es kam zum Streit, er war heftig. Wir sagten einander Dinge, die ich bereute.

Meine Mutter ergriff für mich Partei. Sie hatte gerade einen

Sohn verloren. Auch wenn sie niemals einen Vorwurf erhob, ahnte ich, dass sie meinem Vater böse war, der Guillaume bis zum Anschlag belastet hatte. Zornig und enttäuscht musste Charles sich geschlagen geben. Das war er nicht gewohnt. Doch die Traurigkeit seiner Frau, die ihm zum ersten Mal seit ihrer Heirat in aller Offenheit die Stirn bot, war so abgrundtief, dass es ihm Angst machte.

13

Heute weiß ich, dass meine Ablehnung und vor allem die Beweggründe, die ich meinem Vater an den Kopf geworfen hatte, ihn auf unsägliche Weise kränkten. Dabei hatte ich die Gesamtheit all dessen verworfen, wofür er stand: seine unfassbar hohen Ansprüche, seine moralische Strenge, seine aufopferungsvolle, geradezu fanatische Hingabe an Kérambrun & Sohn, das Unternehmen, das er in dritter Generation führte.

Mit der Zeit verübelte ich ihm all das immer mehr, manchmal habe ich ihn beinahe dafür gehasst. Er hatte meinem Bruder die besten Jahre geraubt. Er hatte meine Mutter alles andere als glücklich gemacht. Anstatt ihr nach dem tödlichen Unfall beizustehen, hatte er zugelassen, dass sie sich erst vor Schmerz und dann vor Wut verzehrte, angesichts des allzu milden Urteils, das dem jungen Autofahrer vergönnt war; lieber hatte er sich in eine Festung aus Arbeit zurückgezogen und die meisten Wochenenden in seinen Pariser Büros oder englischen Filialen zugebracht.

Meiner Mutter blieben nur ihre Augen und die Kanzlei ihrer Anwältin, um sich auszuweinen.

Ich habe eine Zeit lang gebraucht, um mir das klarzumachen, aber als man bei ihr Leukämie feststellte, gab ich wieder meinem Vater die Schuld. Ihr Leben als Ehefrau war zum Teil durch den Jähzorn ihres Mannes getrübt worden, ihr Leben

als Mutter hatte ihr das größtmögliche Leid beschert. Sie hatte keine Kraft mehr, um gegen die Krankheit anzukämpfen.

Sie hauchte ihr Leben in Paris aus, in der Wohnung in der Rue de Presbourg. Meine Schwägerin und ich hatten sie regelmäßig mit unseren Kindern besucht. «Meine kleinen Sonnenstrahlen», nannte meine Mutter sie.

14 Ich hätte mir gewünscht, dass sie noch etwas länger durchhält, ihretwegen und auch meinetwegen. Ich brauchte sie so sehr. Aber ihre Kräfte waren geschwunden, unaufhaltsam wie das Meer, wenn es sich zurückzieht.

So schmerzlich das für mich war, verstehe ich, warum sie diesen Weg gewählt hat.

Bei der Beerdigung seiner Frau hat mein Vater kein Wort gesprochen, keine Träne vergossen. Die Trauerrede habe ich gehalten. Er stand am Rand des Grabs, eine bleiche, verkrampfte Gestalt. Binnen einer Woche war er um zwanzig Jahre gealtert. Einen Moment lang dachte ich, dass ich mich in ihm getäuscht hatte, dass ich niemals wirklich erfahren würde, wie groß sein Leid war. Und dann verging dieser Gedanke wie alle anderen.

Als die Wohnung meines Vaters ausgeräumt werden sollte, rief ich meinen Sohn zu Hilfe. Obwohl er so viel für die Uni tun musste, kam Paul, um mir ein Wochenende lang zur Hand zu gehen. Ich glaube, die Aussicht, mich diesen nunmehr verwaisten Wänden stellen zu müssen, die dennoch bis ins Letzte von Charles' Geist durchdrungen waren, schüchterte mich ein.

Tatsächlich entpuppte sich die Auflösung dann als schrecklich einfach. Ich konnte mich davon überzeugen, dass der einstige Bewohner um seinen baldigen Tod wusste und beschlossen hatte, sich schon zu Lebzeiten von einem Teil seiner Habseligkeiten zu trennen. Dafür waren die Kleider, Mäntel und Pumps meiner Mutter noch alle unangetastet im Kleiderschrank aufgereiht. So wie im ehemaligen Zimmer von Guillaume die Sachen aus seiner Jugend alle in Schachteln steckten, die mit seinem Vornamen etikettiert waren. Mehr gab es im Grunde nicht.

Im Arbeitszimmer entstieg dem ledernen Stuhlpolster ein hartnäckiger Havanna-Geruch. Auf der Schreibunterlage stand eine Playmobil-Figur in ausgebleichenem blauen Matrosenanzug neben einem Abreißkalender, dessen Seiten fortan blank bleiben würden. Als Kinder spielten mein Bruder und ich gern mit diesen Plastikmännchen. Und als ich den kleinen Matrosen zwischen die Finger nahm, wurde ich aus heiterem Himmel vom Kummer überwältigt, wie jedes Mal, wenn ich, selbst nach so vielen Jahren, an Guillaume denke.

Er und ich waren Zwillinge. Trotz unserer neun Monate engster Verbundenheit *in utero* stellten sich unsere Persönlichkeiten als vollkommen gegensätzlich heraus. «Mond und Sonne», wie meine Mutter so schön sagte. Mein Bruder, der die Schule nicht mochte, obwohl er über die erforderlichen Fähigkeiten verfügte, war ein Draufgänger, er glänzte beim Sport und gewann überall im Handumdrehen neue Freunde hinzu. Und er hatte keine Angst davor, sich unserem Vater zu widersetzen. Ich hingegen war schüchtern, ein Einzelgänger, der sich bei erstbestener Gelegenheit in seine Bücher flüchtete.

Sommers in Saint-Malo las ich lieber in meinem Zimmer, während Guillaume mit seiner Kumpelbande Kajak fuhr oder Volleyball spielte. Oder ich blieb am Meeresufer sitzen, um ihnen und den Wellen zuzusehen. Was ich liebte, waren die Momente, die ich allein mit meinem Bruder verbrachte.

Dieser Kontrast zwischen unseren Temperamenten hätte zu einer grässlichen Eifersucht führen können, zu dieser Art erbittertem Hass, der so viele Notariate und Fernsehserien am Laufen hält. Dazu ist es aber nie gekommen. Guillaume war temperamentvoll, redselig und anstrengend, aber so lebenswürdig und so witzig, dass man ihm keine zehn Minuten lang böse sein konnte. Und ich wusste, dass er sich für mich in Stücke hätte reißen lassen. Obwohl unser Altersunterschied nur eine Viertelstunde betrug, hatte er sich immer als großer Bruder verhalten, im besten Sinne des Wortes, und schirmte mich dabei des Öfteren vor den väterlichen Wutausbrüchen ab.

Das Einzige, was uns beide gleichermaßen begeisterte, war das Meer. Dort verbrachten wir so viel Zeit, dass unsere Mutter Soizic behauptete, unsere Erziehung hätten wir zur Hälfte dem Ärmelkanal zu verdanken.

Sobald wir erwachsen wurden, trennten sich unsere Wege.

Während Guillaume, nachdem er sich endlich auf den Hosenboden gesetzt hatte und sich in Nantes auf sein Studium an der besten Wirtschaftshochschule des Landes vorbereitete, schrieb ich mich an der Sorbonne für den Fachbereich Geschichte ein. Um meinem Vater dafür die Genehmigung abzutrotzen, mussten monatelang stürmische Verhandlungen geführt werden, denn er sah in meiner Studienwahl bestenfalls die Flause eines Weichlings, schlimmstenfalls ein vollkommen fruchtloses Vorhaben. Von sich aus hätte er allerhöchstens ein einjähriges Studium generale in Rennes akzeptiert, bevor ich an den Auswahlverfahren für ein Wirtschaftsstudium teilnehme.

Aber ich war stur geblieben. Ich wollte weg. Wollte raus aus der Bretagne und mich von dieser unerträglichen Bevormundung befreien. Mein Vater hatte schließlich ein Einsehen. Er fand sich damit ab. «Yann ist das Bummelleben eben lieber», spottete er später, als wäre das Vorhaben, fünf Jahre lang in einem stickigen Zimmerchen zu büffeln, um die Lehrberechtigung für Geschichte zu erlangen, die reinste Vergnügungstour.

Ich war damals ein angstvoller, schwermütiger junger Mann, der sich in seiner Haut unwohl fühlte. Guillaume hingegen gewann weiterhin die Herzen. Die Mädchen seines Jahrgangs träumten alle davon, ihn zu erobern. Er bestand ganz knapp das Auswahlverfahren, und während seiner Studienjahre an der Haute École de Commerce konnten wir uns in Paris treffen, wann immer wir dafür Zeit fanden. Wir tranken Bier in meiner Bude und hörten Musik, er erzählte mir von den Mädchen, in die er verliebt war. Er sagte mir, es sei richtig gewesen, sich Papa gegenüber zu behaupten, ich würde als Wissenschaftler richtig Karriere machen, wie unser Onkel. Und ich bewunderte, mit welcher Leichtigkeit er sich in Paris eingelebt hatte und keine Fete oder sonstige Abendveranstaltung ausließ. Aber ich

beneidete ihn keineswegs um das, was ihn nach dem Studium erwartete.

So musste mein Bruder nach seinem Abschluss gleich nach Rennes zurückkehren, um bei Kérambrun einzusteigen. Natürlich auf der untersten Stufe: Unser Vater schenkte niemandem etwas, erst recht nicht seinem Sohn.

18 Niemand hat sich in dieser Firma stärker abgerackert als Guillaume. Er hatte aber ein Händchen fürs Geschäftliche und nahm bald mehrere Stufen auf einmal. Ich machte mir oft Sorgen um ihn, wenn ich sah, wie ungeheuer überlastet er war und dass er praktisch rund um die Uhr arbeitete. Darüber lachte er nur, vor allem in der Zeit, als ich meine Dissertation verfasste: «Und das sagst ausgerechnet du, die alte Leseratte?»

Am Tag, als mein Bruder starb, nahm mein Vater die bedrückende Pflicht, ihn zu identifizieren, allein auf sich. Das Personal des gerichtsmedizinischen Instituts hatte meiner Mutter davon abgeraten, den Leichnam in Augenschein zu nehmen. «Die Schäden sind zu groß», erklärte die leitende Ärztin. Als ich dennoch reingehen wollte, befahl mir Charles: «Du bleibst bei deiner Mutter», in einem Ton, der mich an Ort und Stelle erstarren ließ. Ich dachte an meinen Bruder, an seine funkelnden Augen, an seine Locken, die er kurz geschnitten trug, um seriös zu wirken; ich dachte an seine lange Gestalt, an seinen Arm um meinen Hals und an seine herzliche Uarmung, wenn wir uns nach längerer Zeit endlich wiedersahen. Wir hatten einander so lieb.

Ich dachte an meine Schwägerin Servane, im achten Monat schwanger, die man in die Notaufnahme bringen musste, nachdem sie vom Unglück erfahren hatte.

Den Arm um die Schultern meiner Mutter gelegt, die am

ganzen Leib zitterte, dachte ich schließlich an uns, die wir künftig ohne Guillaume würden auskommen müssen.

Niedergeschmettert trat mein Vater aus dem Leichenschau-
raum. Zu meiner Mutter und mir, die im Flur auf ihn gewartet
hatten, sagte er kein Wort. Sein Blick war leer, sein Gesicht
von Leid gezeichnet. Als die Tür hinter ihm zufiel, glitt meine
Mutter lautlos zu Boden. Alles in ihr verlangte danach, über
die Schwelle zu treten, um ihren Sohn ein letztes Mal zu sehen.

19

Aber das konnten sie und ich nur in unserer Vorstellung, und
für Soizic war das vermutlich weitaus schlimmer. Es zerfraß
sie von innen. Ich nehme meinem Vater bis heute übel, dass
er uns diesen Abschied, so schmerzlich er auch gewesen wäre,
verwehrt hat.

Ich habe mich oft gefragt, ob der Anblick seines toten Sohnes
ihn jemals losließ. Wie sehr er unter der Abwesenheit von
Guillaume, dessen Namen er niemals nannte, gelitten hatte.
Die Tatsache, dass er dieses Playmobil-Figürchen fünfzehn
Jahre lang in Sichtweite behielt, war schon mal der Beginn einer
Antwort. Plötzlich tat es mir leid, dass ich ihm gegenüber so
hart gewesen war. Dass ich ihn verurteilt hatte, ohne wenigstens einen Versuch, ihm zu verzeihen.

Bei meiner ersten Rückkehr nach Saint-Malo fing der Winter gerade erst an. Vom bewölkten Himmel fiel Sprühregen, der meinem Gesicht kalte Nadelstiche versetzte. Hier gehört der Regen zum Alltag; er ist stiller Bestandteil von Luft und Wetter. Das Meer war noch nicht zu sehen, aber man erahnte seine Nähe, denn der Himmel sog das reflektierte Licht auf unverwechselbare Weise ein. Ich ging die Avenue de Moka entlang und dann weiter bis zur Rue Mi-Grève. Wie üblich verschwand ihre Asphaltdecke unter dem herangewehten Sand.

Kaum stand ich auf der Festungsmauer, wurde ich vom Panorama überwältigt: dieses tiefe, von Grau durchzogene Blau, der endlose Horizont, der kräftige Wind, der einem den Atem von den Lippen raubte. Und auf dem offenen Meer die Insel Cézembre, lange Zeit verbotenes Gebiet, die in ihrer steinernen Einsamkeit über die Küste zu wachen schien. Dieses Wiedersehen mit dem Meer ist stets ein wundersamer Moment: zutiefst vertraut, kostbar, immer wieder neu.

Les Couërons waren nur noch ein paar Hundert Meter entfernt. Ich konnte bereits die Erkerfenster sehen, den Balkonvorsprung, die geschlossenen Läden mit der abblätternden Farbe. Als ich endlich vor dem Anwesen stand, schob ich den Riegel des Eisentors zurück, ging über die Seitenauffahrt und nahm die Treppe zum Dienstboteneingang. Zunächst wollte sich der Schlüssel partout nicht ins Schloss fügen – hier genügen ein paar Wochen Abwesenheit, damit Sand und Salz sich das Terrain zurückerobern.

Und ich hatte dieses Haus seit mehr als drei Jahren nicht betreten.

Als Erstes drang mir der Geruch meiner Kindheit in die Nase, eine Mischung aus alten Möbeln und Bohnerwachs, aus Staub und Jod. Trotz der frischen Außentemperaturen riss ich im Erdgeschoss sämtliche Läden und Fenster auf. Windige Januarluft strömte ins Zimmer, während es vom Brausen der Brandung erfüllt wurde. Als wäre ich in einem Film, dessen Tonspur soeben aktiviert wurde. Grau und furchtlos stieg das Wasser bei winterlichem Seegang an. Und obwohl ich seine Tricks und Finten in- und auswendig kannte, ließ ich mich wieder einmal von seinem ewigen Hin und Her in Bann schlagen.

21

Im hinteren Teil des unteren Flurs stapelten sich die verschürten Kartons aus Rennes – wir hatten sie hier anliefern lassen, als meine Tante Catherine sich gerade im Haus aufhielt.

Auch sie hatte ich schon lange nicht mehr gesehen. Dabei verband uns ein gemeinsames Erlebnis, das uns wohl beide von Grund auf verändert hatte.

Ich setzte meinen Rundgang fort, diesmal als Hausherr, auch wenn ich mich immer noch nicht an diesen Gedanken gewöhnen konnte. Es war eine Neuentdeckung dieses Gebäudes, das mir doch so vertraut war und dessen Charakter sich allen Umbauten der nachfolgenden Generationen zum Trotz kaum verändert haben dürfte. Es war kurz vor dem Ersten Weltkrieg von Octave de Kérambrun erbaut worden, meinem Urgroßvater, dessen legendäres, illustres (und illustrier-tes) Leben an den Wänden unserer Niederlassung in Rennes prangte. Octave entstammte einer der Industriellenfamilien dieser Stadt; er war der Erste aus der Dynastie, der ein derart prestigeträchtiges Studium absolvierte wie das an der «Pipo»,

der Polytechnischen Hochschule von Paris – die mein Vater zwei Generationen später seinerseits durchlief.

22

Der junge Ingenieur, der sich leidenschaftlich für Automechanik interessierte, war bald an die Côte d'Émeraude zurückgekehrt. Mit zwanzig hatte er schon den Prototyp eines Dampfmotors entwickelt, an einem leichten Boot angebracht; mit dreiundzwanzig hatte er mehrere Patente angemeldet, von denen eins ihm genug Startkapital einbrachte. Dank seiner Vita auf der Firmenwebsite wusste ich, dass Octave während des Ersten Weltkriegs als Marineoffizier in der französischen Armee gedient hatte und dass er sich 1940 weigerte, mit den Besatzern zu kollaborieren; er wies seine Arbeiter sogar an, die Werke in La Brède und in Saint-Servan zu schließen, und gab seine jüdischen Angestellten nicht preis. Dafür wurde er ein Jahr lang in Fresnes unter schlimmsten hygienischen Bedingungen inhaftiert. Er verbüßte die komplette Haftstrafe, ohne einen einzigen Versuch, eine Freilassung zu erwirken. Sein Sohn Juste hatte sich unterdessen in Lyon der Résistance angeschlossen. Nach dem Krieg erhielt er den Orden eines *Compagnon de la Libération*, während sein Vater, der im Jahr nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis gestorben war, posthum mit dem Verdienstorden der Ehrenlegion ausgezeichnet wurde.

Doch lange vor dem Zweiten, ja sogar noch vor dem Ersten Weltkrieg hatte mein Vorfahr mit dem Seehandel begonnen; genauer gesagt, hatte er mit den Gewinnen, die seine Erfindungen ihm bescherten, eine ganze Flotte ausgerüstet. Sein Ziel war Waren und Passagiere bei Wind und Wetter sicher über den Ärmelkanal zu setzen. Ich wusste nicht genau, ob er sein Vermögen nun mit den Motoren oder mit der Fracht gemacht

hatte, aber es reichte aus, um diese herrschaftliche Villa an der Strandpromenade zu errichten, mit freiem Blick auf den Sillon.

Ich nahm den nächsten Stock in Angriff. Von den rostigen Scharnieren und der abblätternden Farbe an den Fensterläden abgesehen, war das Haus in einem recht guten Zustand. Mein Vater hatte ein Rentnerpaar beschäftigt, das in seiner Abwesenheit sauber machte und nach dem Rechten sah. Ich musste deren Kontaktdaten ausfindig machen.

23

Vom zweiten Stock aus war der Blick atemberaubend. Man konnte die Flut sehen, die bei stärker werdendem Regen immer weiter answoll. Entlang des ganzen Strandes bebte das Meer im Wind und schleuderte jetzt ganze Wasserpakete gegen die Festungsmauer, die als milchige Fontänen aufspritzten. Ab und an stieß ein leichtsinniger Spaziergänger einen Schrei aus, wenn ihn ein eisiger Schwall getroffen hatte.

Ich dachte daran zurück, wie Guillaume und ich als Kinder gespielt hatten, es ging darum, kein einziges Mal mit den hüpfenden Wellen in Berührung zu kommen, wenn wir bei Hochwasser die Festungsmauer entlangrannten. Ich kam jedes Mal klatschnass ans Ziel, während mein Bruder die Probe voll und ganz bestand, mit trockenem Haar und siegreichem Strahlen. Da fiel mir ein Lied wieder ein, dem zufolge man niemals in die «gesegnete Zeit früherer Tage, gesegnete Zeit unserer Kindheit» zurückkehren sollte.

Gesegnet? Wirklich?

Ein paar Tage zuvor war ich neunundvierzig geworden. Doch binnen Sekunden war ich wieder der linkische kleine Junge, der hinter seinem Bruder herläuft, der Junge, der beim Wellenspiel jedes Mal wieder verliert, aber weiterhin hofft, dass sein Vater ihn eines Tages lieben wird.

6.

24

Zu Herbstbeginn ließ ich mich endgültig in Saint-Malo nieder. Ich hatte diesen Gedanken monatelang reifen lassen, es war jedoch eine nichtige Auseinandersetzung mit meiner Prüfungsbeauftragten, die mich im Frühjahr endgültig dazu bewogen hatte. Meine mit unzähligen Verwaltungsaufgaben überlastete Kollegin hatte die Nerven verloren und mich wegen vermeintlich gelöschter Examensnoten angeschrien – die natürlich nicht gelöscht, sondern wegen eines ständig streikenden Computerprogramms, das ein griesgrämiger Informatiker murrend wieder in Gang setzte, kurzzeitig nicht abrufbar waren.

Auf einmal hatte ich das alles satt: Paris, diese Gereiztheit, die erdrückende Mailflut, die überkritischen Kommentare derjenigen, die wissenschaftliche Aufsätze Korrektur lasen, die Dossiers, die erstellt werden mussten. Der neoliberale Wahn breitete sich auch im Hochschulwesen aus wie ein Geschwür und machte aus dem beruflichen Alltag ein Hindernisrennen, das man immer schneller bewältigen musste, bevor neue, zunehmend höhere, schwerere Hürden errichtet wurden. Von Zeit zu Zeit fiel einer von uns an dieser Front: Burn-out, Depression, Krebs. Das war Mélanie, der Leiterin meines Fachbereichs, widerfahren, die ihre Krankheit wie durch ein Wunder besiegt hatte.

Auch ich hatte mein Päckchen zu tragen gehabt: Pflichtvorlesungen, die niemanden interessierten, vier Buchpublikationen und hundertfünfzig Aufsätze, wobei ich mir lieber

nicht ausmalte, wie viele oder wie wenige diese gelesen hatten. Vor allem musste ich dermaßen viel Verwaltungsarbeit erledigen, dass mein einziges Herzensprojekt, eine Monografie zu Seehandel und Piraterie auf dem Mittelmeer im ersten Jahrhundert vor Christus, brachlag. Über eine Dauer von vier Jahren hatte ich insgesamt zwei Kapitel fertiggestellt, ein derart lachhaftes Tempo, dass ich fast schon aufgeben wollte.

25

Im Grunde steckte seit meiner Scheidung und der Übersiedlung meines Sohnes nach Deutschland mein ganzes Leben in einer Sackgasse, genau wie mein Buchprojekt.

Als infolge der Nachlassabwicklung die ersten Gelder flossen, stellte ich zu meiner Verblüffung fest, dass ich meinen Lebensunterhalt fortan ohne Arbeit würde bestreiten können. Eine Vorstellung, die mich früher empört hätte: Ich wollte nie Privatier sein. Mein Studium hatte ich durch Jobben finanziert, und für die Wohnung hatten meine Frau und ich wie alle Welt einen Kredit bei der Bank aufgenommen.

Binnen weniger Jahre geriet jedoch alles, woran ich mich bisher orientiert hatte, ins Wanken.

Mein Bruder, meine Mutter und mein Vater ruhten inzwischen unter derselben Grabplatte in Rocabey. Meine Frau turtelte irgendwo in der Nähe der Rue du Bac mit ihrem spanischen Geschäftspartner herum. Und mein Sohn hatte sich dafür entschieden, seinen Lebensmittelpunkt tausend Kilometer von mir entfernt zu verlagern.

Als ich an diesem Frühjahrsabend von der Uni heimkehrte, immer noch angeschlagen vom Streit mit der Kollegin, blickte ich mich in meiner Wohnung um. Seit Marie-Laurence weg war, war sie ohne die Möbel und Bilder, die meine Frau ausgesucht hatte, zu einer einzigen Wüste aus Arbeitsunterlagen geworden. Ich hätte umziehen können, ja umziehen sollen. Diesen einst

so geliebten Ort hasste ich nun, verfluchte ihn sogar, seit jenem Abend, an dem ich etwas mit ansehen musste, das ich nicht vergessen konnte, egal, wie sehr ich mich bemühte, die Bilder aus meinem Gedächtnis zu streichen. Aber ich hielt trotzig an der Wohnung fest, um ihren Verkauf aufzuhalten und den Scheidungsprozess zu verzögern.

Nach diesem Tag fragte ich mich aber, ob dieser Trotz überhaupt noch einen Sinn ergab.

In einem Anfall von Hellsichtigkeit erschauerte ich vor dem Rest an Zukunft, der mir noch blieb: zwanzig oder dreißig Jahre in einem Gefängnis aus Papier, den Blick starr auf meinen Bildschirm gerichtet. Und vor allem die Leere, diese Leere, die seit dem Weggang meines Sohnes an mir nagte und Tag für Tag meinen Lebenswillen schwächte. Auch wenn ich es mir nicht so gern eingestehen wollte, war ich mir jetzt doch mehr oder weniger der drohenden Gefahr bewusst. Wenn ich nicht schleunigst wieder einen Sinn im Leben fand, würde ich mich eines Tages aufgeben, ohne es überhaupt zu merken.

Und da wurde ich von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach Meer, nach Wind, nach Weite gepackt.

Und auch von dem Wunsch, meinen Angehörigen näher zu sein. Selbst wenn es vielleicht zu spät war.

Drei Wochen später stellte ich meinen Antrag auf unbezahlten Urlaub und berief mich dabei auf «familiäre Gründe». Aufgrund des grassierenden Stellenabbaus lauerten junge, frisch promovierte Mitarbeiter auf meine Masterseminare. Mit Ausnahme von Mélanie, die mir geschrieben hatte, wie sehr ich ihr fehlen würde, ließen mich alle anderen ohne Weiteres ziehen, ein wenig erstaunt, das schon, aber ohne Bedauern.

Ich bin ohnehin nicht die Art von Person, deren Abwesenheit sich längerfristig bemerkbar macht.

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster. Heute Morgen changiert das Meer zwischen Smaragdgrün und Perlgrau. Aus dem Wasser ragt die schwarze Masse der Felsen, deren scharfe Kanten sich selbst nach Jahrtausenden des Wellenansturms nicht abgeschliffen haben. In der Ferne erblicke ich die Umrisse von Cézembre, der ewigen Wächterin, deren Strand aus hellem Sand sich Richtung Süden erstreckt. Nach siebzig Jahren Fegefeuer ist diese Insel mit der düsteren Geschichte, die man so lange nicht betreten durfte, weil ihr Boden seit dem Krieg mit Minen verseucht gewesen war, wieder öffentlich zugänglich. Ich nahm mir vor, sie so bald wie möglich zu besichtigen.

Seit vier Monaten bin ich schon hier. Der Herbst verging sanft und ruhig. In den ersten Wochen hatte ich Langleue und Einsamkeit befürchtet, die sich aber nicht einstellten – bisher jedenfalls nicht.

Auf der Straße begegneten mir zufällig einige vertraute Gesichter. Kein Wunder: Unsere Familie ist in dieser Gegend bekannt. Es waren alte Freunde meines Vaters, die mich früher während der Ferien gesehen hatten, oder deren Kinder, ein paar Händler, die sich über meinen «Besuch» freuten. Ich verrate ihnen nicht unbedingt, dass ich mehr als einen kurzen Aufenthalt in den Couërons plane. Im Supermarkt traf ich auch einen ehemaligen Internatskameraden, Xavier Draouen, dessen Familie in Rothéneuf wohnte. Er erkannte mich auf Anhieb. «Na so was, Yann de Kérambrun! Was machst du hier?» Xavier ist Soldat und befehligt bei der Gendarmerie Maritime in Saint-Malo einen Suchtrupp.

Eingedenk unserer früheren Streiche lud mich Draouen zum Abendessen ein. Er stellte mir seine Frau Géraldine vor, die beim Zoll arbeitet. Dabei stellte ich fest, dass die Zeit auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen war. Seine jüngste Tochter studiert Jura in Nantes, die Älteste tritt ihre erste Stelle als Lehrerin in Quimperlé an. Als er hörte, dass ich an der Sorbonne lehre, schien das meinen Freund nicht zu überraschen. «Yann hat von uns allen immer am meisten gepaukt», erklärte er Géraldine.

Umso mehr staunte ich über Xaviers Berufswahl. Ich hatte

ihn als draufgängerischen Teenager in Erinnerung, als großen Schlaks, der gern seine Lehrer provozierte und sich in den alten Bunkern an der Pointe de la Varde mit Bier betrank. Als ich das rebellische Alter erreicht hatte, leistete ich ihm während der Sommerferien ab und zu dabei Gesellschaft. Seine wahre Leidenschaft war jedoch das Tauchen. Er hätte es ja gern als Leistungssport betrieben, wie er mir erzählte, hatte aber ein paar üble Bekanntschaften gemacht und auch «ein paar Dummheiten» begangen. Und so wurde er von seinem Vater, der selbst Gendarm war, ungefragt an der Tauchschule der Marine in Toulon angemeldet. Ganz unerwartet hatte Xavier an diesem Leben in strenger Disziplin Gefallen gefunden und sich von Bordeaux bis Polynesien seine Sporen verdient, bevor er ins Mutterland zurückkehrte und sich in seine Heimatstadt versetzen ließ.

Für mich, der hier in fast völliger Abgeschiedenheit lebt, war dieses Abendessen geradezu ein Ereignis. Natürlich leide ich gelegentlich unter meiner Einsamkeit, aber nicht so sehr wie in dieser verfluchten Wohnung in Paris. Und auch nicht auf die gleiche Weise. Die Scheidung, die Marie-Laurence und mich seit drei Jahren zerreißt, sorgt ohnehin dafür, dass ich dem Eheleben nicht allzu sehr nachtrauere.

In Saint-Malo gehe ich früh schlafen und stehe erst recht früh auf. Wenn ich die Augen aufmache, ist es draußen noch dunkel. Ich werfe den Heizkessel an, das röchelnde alte Biest, fülle eine Thermoskanne mit heißem Tee, schnappe mir in der Küche einen Apfel und trage dieses karge Frühstück in mein Schlafzimmer, wo ein riesiger Heizkörper aus Gusseisen steht. Bis er richtig warm wird, verkrieche ich mich unter der Bettdecke, um zu lesen. Inzwischen lese ich wieder wissenschaftliche Aufsätze und mache mir Notizen, denn ich bin fest

entschlossen, endlich meine große Geschichte der Piraterie zu verfassen.

Die Uhrzeit wird mir vom Meeresrauschen angesagt, von seinem Basso continuo, der bei Flut lauter wird und bei Ebbe leiser. Wie allen, die hier leben, gibt der Gezeitenkalender mir den Tagesrhythmus vor.

30 Wenn es hell wird und nicht regnet, gehe ich spazieren, mit meiner digitalen Spiegelreflexkamera in der Tasche. Ich widerstehe selten der Versuchung, Fotos zu machen, obwohl diese Landschaft sich seit meiner Geburt kein bisschen verändert hat – jedenfalls meinem Eindruck nach. Wenn der Strand von Le Pont wasserfrei ist, stoße ich bis zur Pointe de la Varde vor. Auf dem Rückweg suche ich Zuflucht in der Bar des Hôtel des Thermes. Der Blick auf die endlose Weite des Sillons ist dort fast genauso schön wie der aus den Erkerfenstern meines Arbeitszimmers.

Ich habe immer ein Notizbuch und ein Buch dabei. Oft tue ich aber nichts, oder tue genauer gesagt nichts anderes, als den Horizont zu betrachten. Als Kind gehörte es zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, mich im Schauspiel des Meeres und seiner Brandung zu verlieren, reglos und mit baumelnden Beinen auf der Festungsmauer oder dem Balkon im ersten Stock sitzend. Ständig wurde ich von meinem Vater getadelt («Was faulenzst du da schon wieder»), während meine Mutter mir in stummer Komplizenschaft mit einer Hand durchs Haar fuhr. Es gefiel ihr wohl, dass ihre Söhne, jeder auf seine Weise, in das Meer verliebt waren, das sie beide hatte aufwachsen sehen.

Heute Morgen erliege ich wieder der kindlichen Versuchung. Von meiner Anhöhe aus betrachte ich die steigende Flut und die fast völlig verwaiste Linie des Strandes. Sie wird nur von einer Frauengestalt gekreuzt, die am Ufer entlangläuft, sie

trägt eine schwarze Laufhose und eine neonfarbene Regenjacke mit aufgezogener Kapuze. Ich sehe, wie ihre Schritte sich schnurgerade in den Sand einschreiben. Ein paar Meter weiter gehen drei leichtsinnige Männer, eingepackt in Neoprenanzüge, auf das Meer zu. Das Wasser ist sicher nicht wärmer als acht Grad.

Ich trinke einen Schluck Tee. Dieser Morgen ist wie jeder andere. Doch obwohl ich die letzten dreißig Jahre meines Lebens in Paris verbracht habe, werde ich auf einmal vom Gefühl überwältigt, wieder zu Hause zu sein.